

JOHN MATTHEWS

DUELL — DER — MÖRDER

Historischer Kriminalroman



GOLDMANN

JOHN MATTHEWS

DUELL DER MÖRDER

Historischer Kriminalroman



Buch

New York 1893: In der High Society der Stadt gibt es auffällig viele Todesfälle. Immer trifft es die jungen Töchter der besten Familien. Schon bald glaubt niemand mehr an eine natürliche Todesursache, und der aristokratische englische Kriminalanalytiker Finley Jameson übernimmt zusammen mit dem toughen Cop Joseph Argenti die Ermittlungen. Bei der Autopsie einer der Toten stellt Jameson fest, woran die jungen Mädchen gestorben sind: an einer vorsätzlich verursachten Embolie. Aber wo liegt das Motiv für die seltsamen Morde? Kurz darauf erhalten Jameson und Argenti Briefe, die anscheinend vom Mörder stammen – und sie werden auf unheimliche Weise an ihren letzten Fall erinnert, bei dem der Täter schwer verletzt entkommen konnte. Hat der Killer überlebt und erneut zu morden begonnen? Die Debütantinnenmorde tragen jedoch nicht seine Handschrift. Und Jameson und Argenti fragen sich, ob sie es mit einem Nachahmer zu tun haben, der die letzte Mordserie noch übertrumpfen möchte ...

Autor

John Matthews war sechsundzwanzig, als sein Debütroman »Basinkasingo« zum Bestseller wurde. Seither hat er Krimis, Actionromane, Gerichtsthiller, Drehbücher und ein Jugendbuch geschrieben. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt und haben eine Gesamtauflage von über einer Million. Sein bisher größter Erfolg, »Das vergessene Kind«, wurde von der Times in die Top Ten der besten Gerichtsthiller aller Zeiten gewählt.

Mehr von John Matthews:

Stadt in Angst. Historischer Kriminalroman



Auch als E-Book erhältlich.

Das vergessene Kind. Roman



Als E-Book erhältlich.

JOHN MATTHEWS

DAS DUELL
DER MÖRDER

HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON NORBERT JAKOBER

GOLDMANN

Titel der Originalausgabe: Diary of a Murderer

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014
by John Matthews

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © Gettyimages/Bigappolis/Tom Ridinger;

FinePic[®], München;

Arcangel Images/Joanna Jankowska

Redaktion: Eva Wagner

Satz: DTP Service Apel, Hannover

ISBN: 978-3-641-15374-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Broadway, New York, März 1893

Louise Berenton eilte wie vom Wind getrieben den südlichen Broadway entlang.

Ihre Kleidung und die Kamee-Brosche am Hals ihrer Charles-Worth-Seidenbluse ließen erkennen, dass sie aus gutem Hause stammte. Mit ihrem biederem Äußeren sah sie jedoch mindestens fünf Jahre älter aus, als sie mit ihren neunzehn Jahren war. Ihr steifer Unterrock engte sie beim Gehen ein, sodass ihr Schritt noch gehetzter wirkte.

Sie war es gewohnt, diesen Weg zu abendlicher Stunde in aller Eile zurückzulegen, doch heute drängte die Zeit noch mehr als sonst. Vielleicht, weil sie etwas zu spät zur Bäckerei aufgebrochen war. Ihr Vater war ein Gewohnheitsmensch und bestand darauf, dass sich die Familie zu Tee und Scones am Esstisch versammelte, sobald er aus der Bank nach Hause kam. Ein Brauch aus seiner Heimat Cornwall, den er auch nach vierundzwanzig Jahren in Amerika nicht abgelegt hatte. Im Gegenteil – seine Einhaltung schien ihm wichtiger denn je zu sein.

Die Scones mussten frisch sein und möglichst kurz vor dem Abendessen aus der Bäckerei geholt werden. Louises elfjähriger Bruder war noch zu jung dafür, deshalb führte sie seit drei Jahren diese Aufgabe aus. In der Bäckerei hatte sie zu allem Überfluss noch acht Minuten warten müssen, bis das letzte Blech aus dem Ofen geholt wurde,

deshalb war es schon fast dunkel, als sie sich auf den Heimweg machte.

Vielleicht lag es an diesen Umständen, dass sie mit dem Mann zusammenstieß, der aus der 36th Street um die Ecke bog. Ihre Verspätung und die zunehmende Dunkelheit hatten sie zu ungewöhnlicher Hast angetrieben.

Das Missgeschick ließ sie umso schneller weiterreiten. Sie blickte kurz zurück, nachdem sie mit dem Mann zusammengeprallt war, doch er war bereits in der Menschenmenge auf dem Broadway untergetaucht.

Instinktiv griff sie nach ihrer Brieftasche; sie war noch da. Ebenso die Tüte mit den Scones in ihrer Hand. Sie seufzte erleichtert. Wäre die Tüte zerrissen und wären ein paar Scones herausgefallen, hätte sie in die Bäckerei zurückgehen müssen und sich noch mehr verspätet.

Sie sah auf die Uhr über dem Uhrmachergeschäft zwanzig Meter vor ihr: 18.18 Uhr. Wenn sie in dem Tempo weiterlief, sollte sie höchstens zwölf Minuten zu spät eintreffen. Hoffentlich würde ihr Vater nicht verärgert sein.

Enzio Macciones erster Blick auf New York durch das Bullauge seiner Schiffskabine war nicht gerade verheißungsvoll: Ein grauer Nebel hing über der Stadt, in dem nur wenige Gebäude deutlich zu erkennen waren. Das Stadtbild hatte keine Ähnlichkeit mit den kolorierten Postkarten, die er in Rom gesehen hatte und die New York bei strahlendem Sonnenschein zeigten.

Aber was hatte er denn erwartet? Diese retuschierten Fotografien waren in gewisser Weise Fälschungen – leuchtende Farben, mit denen die Wirklichkeit nicht

mithalten konnte. Nicht anders wurden auch Rom und Florenz oder die italienischen Küstenorte auf den Postkarten für Touristen präsentiert.

Vielleicht war es aber auch ausgleichende Gerechtigkeit, dachte Enzo verschmitzt, dass seine ersten Postkarteneindrücke der Stadt genauso falsch waren wie der Eindruck, den er bei seiner Ankunft auf Ellis Island vortäuschen würde.

Er war nicht in Rom geboren, wie es in seinen Papieren stand, sondern in Marsala auf Sizilien. Und sein eigentlicher Nachname war Cazarelli. Den Namen Maccione hatte er aus Respekt vom Mann seiner Tante übernommen, der ihn vor vierzehn Jahren unter seine Fittiche genommen hatte, nach den traumatischen Ereignissen, die ihn aus Sizilien hatten flüchten lassen.

Ein scharfes Klopfen an der Kabinentür ließ ihn hochfahren. Er trat zur Tür und öffnete sie. Ein Steward in makellos weißer Uniform lächelte höflich.

»Sir, wir kommen in fünfzehn Minuten in New York an. Wünschen Sie Hilfe mit Ihrem Gepäck?«

»Sehr gerne. Danke.«

»Und sobald wir anlegen, kann ich Ihnen einen Träger schicken.«

»Das wäre sehr hilfreich.« Enzo Maccione deutete mit einer eleganten Geste in die Kabine. »Wie Sie sehen, habe ich einiges.« Er fischte zwei Silberdollars aus der Tasche und gab sie dem Steward. Ein großzügiges Trinkgeld.

»Ist mir ein Vergnügen, Sir.« Der Steward verbeugte sich und trat einen Schritt zurück. »Ich werde Ihr Gepäck

rechtzeitig holen.«

Enzio Maccione lächelte in sich hinein, während er die Tür schloss. Erster Klasse zu reisen, hatte seine Vorzüge. Er bezweifelte, dass die Passagiere im Zwischendeck ein solches Hilfsangebot erhalten würden. Der Anschein des Reichtums, den er über die vergangenen vierzehn Jahre gepflegt hatte, war ihm fast zur zweiten Natur geworden.

In diesem Moment war die Fassade jedoch wichtiger denn je. Sie sollte ihm helfen, in diesem neuen Land die entscheidenden ersten Sprossen auf der gesellschaftlichen Leiter zu erklimmen. Er musste sich von der Horde von Einwanderern aus seiner Heimat Sizilien abheben, die ihre wenigen Habseligkeiten in Säcken auf den Schultern trugen.

Er würde den Einwanderungsbeamten so entgegentreten, wie es zu seinen Papieren passte: als der Feinkost-Importeur Enzio Maccione. Seine fünf Koffer und die beiden riesigen Schrankkoffer überließ er den Trägern, doch seine Aktentasche und das wertvolle Grammophon würde er selbst tragen; er wollte nicht riskieren, dass diese Dinge verloren gingen oder gestohlen wurden.

Maccione war groß und trat mit einer aristokratischen Haltung auf. Er bevorzugte hellbraune und graue Anzüge, wie man sie in sonnigen Gefilden trug – reines Weiß oder Cremefarben fand er etwas übertrieben –, und dazu als Farbtupfer stets eine burgunderrote oder königsblaue Krawatte.

Andere mochten darin ein geschmackvolles modisches Detail sehen, doch in Wahrheit diente die Krawatte dazu,

die Narbe am Hals zu verbergen, die er sich vor vierzehn Jahren zugezogen hatte. Ein Moment, der sein ganzes Leben verändert hatte.

Als das Schiffshorn die Ankunft im Hafen verkündete, sah Maccione durch das Bullauge, wie die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke brachen, sodass die Freiheitsstatue und einige Gebäude dahinter wie unter einem Leichentuch zum Vorschein kamen.

Er trat zum Couchtisch und warf einen letzten Blick auf die vier Blätter Kanzleipapier. Sie enthielten jene Namen und Kontakte, die über sein Schicksal in New York entscheiden würden, über Erfolg oder Scheitern.

Einer der Ersten, an die er sich wenden würde, war Carlo Brugnera. Es war von größter Bedeutung, so schnell wie möglich ein Vertriebsnetz aufzubauen. Doch Brugnera litt unter dem hohen Schutzgeld, das ihm der mächtigste Gangster der Stadt, Michael Tierney, abpresste.

Enzio hatte gehofft, eine Konfrontation mit dem berüchtigten Mr Tierney noch etwas aufschieben zu können, aber vielleicht erforderte die Situation ein schnelles und entschlossenes Eingreifen.

Während Louise ihren zweiten Scone aß, wurde ihr plötzlich übel.

Hätte sie sich bloß mit einem begnügt. Sie war ohnehin kaum hungrig gewesen, nachdem sie den Nachhauseweg in solcher Hast zurückgelegt hatte. Sie hatte davon noch immer ein flaues Gefühl im Magen.

Doch ihr Vater hatte die Augenbraue gehoben und sie streng angesehen. »Komm schon, nimm dir noch einen.

Wär doch schade drum.«

Sie wollte ihn nicht noch mehr verärgern, indem sie seiner Aufforderung nicht nachkam. Er hatte ihre Verspätung wortlos zur Kenntnis gekommen, aber missbilligend die Augenbraue gehoben und auf seine Taschenuhr geblickt.

»Setzen wir uns an den Tisch, bevor die Scones kalt werden«, hatte er nur gesagt. Während der Mahlzeit hatte er auf die Schüssel mit der Clotted Cream gedeutet. »Louise, nimm doch mehr Cream zu deinem Scone, solange sie frisch ist.«

Sie war der Aufforderung nachgekommen und hatte sich mehr von dem Streichrahm auf ihren zweiten Scone gehäuft, bis ihr Vater die Augenbraue wieder senkte. Doch jetzt spürte sie, wie der fette Rahm in ihrem Magen rumorte. Plötzlich war ihr, als würde ihr das Essen hochkommen, und sie schluckte heftig, um es unten zu behalten.

Ihr Vater hob erneut die Augenbraue, als er sie würgen sah, und sie hielt sich rasch die Hand vor den Mund und tat so, als müsse sie husten. Doch Augenblicke später stieg eine Welle der Übelkeit in ihr auf, die sie nicht mehr beherrschen konnte.

Sie drückte die Hand an den Mund, doch zwischen den Fingern quoll Erbrochenes hervor und ergoss sich über ihr Kleid.

»Du lieber Gott!« Ihr Vater sprang von seinem Stuhl auf und trat entsetzt einen Schritt zurück.

Seine erste instinktive Reaktion war zweifellos Empörung über die Störung des altehrwürdigen Teerituals, doch als Louise seinen Blick auffing, sah sie die Sorge in seinen Augen. Und das war fast noch beunruhigender, als hätte er ihr Vorwürfe gemacht.

»Entschuldigung«, murmelte sie und flüchtete auf die Toilette, als der nächste Schwall hochkam.

Enzio Macciones Unterkunft befand sich in einem viergeschossigen Brownstone-Haus in der 32nd Street.

Er war mit einem Empfehlungsschreiben seiner Zieheltern angekommen, die ihm mitgeteilt hatten, dass Francesca Auriemma eine ehrenwerte Herberge führe. Sie bevorzugte Gäste aus ihrem Heimatland, und seit dem Tod ihres Mannes vor zwei Jahren griff sie gerne auf die Hilfe ihrer Landsleute zurück. Die Auriemmas waren alte Freunde der Macciones in Rom gewesen.

Das Haus hatte eindeutig bessere Tage gesehen, und die Bezeichnung »ehrenwert« war wahrscheinlich etwas zu hoch gegriffen. Dies lag vor allem an seiner Nähe zum Rotlichtbezirk Tenderloin und an der Tatsache, dass einige Zimmer auch an Showgirls und Freudenmädchen vermietet waren, die hier bisweilen sogar ihre Kundschaft empfangen.

Doch das Haus war sauber und wohnlich, wenn auch etwas spartanisch eingerichtet, und fürs Erste durchaus passend. Er mietete das Zimmer für sechs Monate.

Maccione hatte immer schon eine Vorliebe für lange Spaziergänge gehabt, doch nun dienten sie auch einem wichtigen Zweck. Nach seiner Erfahrung konnte man eine Stadt nicht besser kennenlernen und ein Gefühl für ihren

Rhythmus entwickeln, als sie zu Fuß zu erkunden. Für ihn war es von größter Bedeutung, sich so schnell wie möglich mit dem Herzschlag der Stadt, ihren Gerüchen und Geräuschen vertraut zu machen.

Am Ende der Straße bog er nach Süden in die Sixth Avenue ein und folgte ihr bis zur 29th Street im Herzen des Tenderloin. Jetzt, am Nachmittag, waren die Straßen ruhig, doch er hatte sich sagen lassen, dass sich das nach acht Uhr abends änderte, wenn die Clubs zum Leben erwachten. Auf dem wenige Blocks entfernten Broadway herrschte hingegen schon jetzt reges Treiben, obwohl die meisten Showprogramme erst in einigen Stunden begannen. Die vielen Geschäfte, Restaurants und Theatermatineen sorgten jedoch dafür, dass die Straße zu jeder Tageszeit belebt war.

Maccione gefiel das Straßengitter der Stadt zuerst überhaupt nicht. Er vermisste die sanften Biegungen und gewundenen Straßen der italienischen Städte. Es war, als lägen alle Geheimnisse der Stadt bloß, als gäbe es keine überraschenden Winkel zu entdecken. Doch das rechtwinklige Straßennetz machte es dafür einfacher, sich zurechtzufinden. So konnte er viel schneller ins Herz von New York vordringen und seine Geheimnisse ergründen.

Er ging bis zur südlichen Bowery und nahm eine Droschke, um die letzte halbe Meile zur McLouglin's-Brauerei in der Pearl Street zu fahren. Er hatte gehört, dass es in der Gegend um die East River Docks, dem berühmten Fourth Ward, nur so wimmelte von Banden, Straßenräubern und Halsabschneidern, für die er in seinem

feinen Anzug eine begehrte Zielscheibe dargestellt hätte. Dies war jedoch nicht der einzige Grund, warum er ungesehen bleiben wollte und sich im Hansom in das Viertel begab.

Er ließ den Kutscher gegen Bezahlung zehn Minuten stehen bleiben, damit er das Kommen und Gehen beobachten konnte. Er sah Brauereiarbeiter, einen Buchhalter sowie zwei Jungen, die vielleicht als Laufburschen tätig waren oder Tierneys Straßengang-Armee angehörten. Tierney selbst jedoch ließ sich nicht blicken. Maccione wusste von Zeitungsausschnitten, wie der Mann aussah; er ließ sich gerne bei gesellschaftlichen Anlässen in den Elitekreisen der Stadt ablichten. Liam Monahan, Tierneys neue rechte Hand, würde schwerer zu finden sein, da Maccione von ihm nur eine oberflächliche Beschreibung hatte. Der schwächliche Buchhalter mit Anzug und Brille, den er hatte herauskommen sehen, konnte jedenfalls nicht Monahan sein.

Mehr Glück hatte er mit Joseph Argenti. Er begab sich zu Fuß zum Polizeirevier in der Mulberry Street, um die Atmosphäre einzusaugen. In der Gegend trieben sich immer noch Banden und Straßenräuber herum, dennoch schien es nach seinen bisherigen Eindrücken das Viertel mit den meisten italienischen Einwanderern zu sein. Hier fühlte er sich mehr zu Hause, die Geschäftsschilder erinnerten ihn an Neapel oder Rom.

Er fand ein Café fast direkt gegenüber dem Polizeirevier und saß bei seinem zweiten Milchkaffee, als Argenti auftauchte, von zwei Männern begleitet, aber einen halben

Schritt vorausgehend, sodass er eindeutig als der Chef zu erkennen war. Er war nicht groß, aber drahtig und hellwach. Seine Worte und Gesten wirkten ruhig und sicher. Offensichtlich ein Mann, dem nicht oft widersprochen wurde, jedenfalls nicht von den Männern, mit denen er hier unterwegs war.

Maccione ließ einige Minuten verstreichen, nachdem Argenti mit seinen Kollegen in einer Polizeidroschke weggefahren war, dann trank er aus und verließ das Café.

Louise schaffte es nicht rechtzeitig auf die Toilette. Drei Schritte davor brach sie zusammen und übergab sich erneut. Diesmal hatte sie nicht einmal mehr die Kraft, sich die Hand vor den Mund zu halten. Hilflos lag sie da und blinzelte mit den Augen, um ihren Vater und das Dienstmädchen Nancy besser zu sehen, die zu ihr geeilt waren.

»Es tut mir leid«, stotterte sie und wurde von einem Hustenanfall und erneutem Würgen unterbrochen.

Der Hausarzt der Berentons, Dr. Quigley, dessen Praxis drei Blocks weiter lag, wurde gerufen, doch er erkannte schon nach wenigen Minuten, dass er dem Mädchen nicht helfen konnte. Nach der atemlosen Beschreibung der Symptome durch das Dienstmädchen Nancy hatte er so etwas befürchtet und deshalb seinen Assistenten Benedict mitgenommen.

Der junge Mann hatte erst vor vier Monaten sein Studium abgeschlossen und taugte zu nicht viel mehr, als die Instrumente zu sterilisieren, hin und wieder einen Arzneitrank nach strengen Vorgaben zuzubereiten und

Botschaften zu überbringen. Quigley kritzelte eine kurze Nachricht.

»Benedict, halt eine Droschke oder einen Fahrradboten an und lass diese Nachricht so schnell wie möglich zu Dr. Sorvensen ins Bellevue-Krankenhaus bringen.«

Dr. Sorvensen hatte sich als Spezialist für schwierige Fälle einen Namen gemacht, von Vergiftungen bis hin zu Tropenkrankheiten. Zudem verfügte er mit Dr. Tipley über einen Assistenten, der um vieles erfahrener war als Benedict. Umso frustrierter war Sorvensen, dass er vierzig Minuten später nach einer eingehenden Untersuchung und verschiedenen Tests ebenfalls das Handtuch werfen musste. Auch er sah sich letztlich gezwungen, seinen Assistenten als Boten loszuschicken.

»Ich denke, wir werden in diesem Fall die Dienste von Dr. Jameson in Anspruch nehmen müssen.« Finley Jameson hatte seine Erkenntnisse über ähnliche Fälle innerhalb der letzten Monate in einer Mitteilung an das Bellevue-Krankenhaus zusammengefasst. Und so wie Dr. Quigley zuvor, konnte er die Patientin nicht allein lassen, bis Jameson eintraf.

Dr. Tipley hob eine Augenbraue. »Ich dachte, Jamesons Interesse an diesen Fällen beschränkt sich auf die Obduktion – also die *nachträgliche* Ermittlung der Ursache.«

Sorvensen blickte sich kurz um und sah Josiah Berenton in der Schlafzimmertür stehen. Er war sich nicht sicher, ob er Tipleys Bemerkung gehört hatte, deshalb sah er seinen Assistenten streng an.

»Dann ist Ihnen wohl entgangen, dass Jameson sich im Zuge seiner Tätigkeit ein umfassendes Wissen angeeignet hat, das ihn zu einem herausragenden Spezialisten für seltene Erkrankungen macht.«

Nachdem Tipley weg war, wandte sich Sorvensen von Josiah Berentons fragendem Blick ab und kümmerte sich wieder um dessen Tochter, die flach atmend im Bett lag und näher am Tod als am Leben schien. Er war nicht weit von der Wahrheit abgewichen. Jameson hatte darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, ihn möglichst schnell nach dem Tod der Patientinnen zu verständigen. Was immer den Tod dieser jungen Mädchen – vier in ebenso vielen Monaten – verursacht haben mochte, hinterließ kaum Spuren im Blut.

»Vielleicht ließen sich zu einem früheren Zeitpunkt deutlichere Hinweise finden.«

Dr. Sorvensen hoffte, dass es ihnen mit ihrer beider Erfahrung gelingen würde, das Mädchen zu retten. Seine größte Angst war, dass das Mädchen sterben könnte, bevor Jameson eintraf. In seinem Rücken spürte er Josiah Berentons Augen voll unausgesprochener Fragen: *Was fehlt ihr? Können Sie nicht mehr tun, bis dieser Jameson da ist?* Und wenn sie bei seinem Eintreffen tatsächlich tot sein sollte, würde es umso makabrer wirken, dass er Jameson gerufen hatte, während sie noch am Leben war, da sich dessen medizinische Tätigkeit normalerweise auf Obduktionen beschränkte. Wenigstens entsprach er damit Jamesons Bitte, ihn so rasch wie möglich beizuziehen. Der

suchende Blick in seinem Rücken würde sich ins Unerträgliche steigern.

ZWEI

Als das Mädchen auf der Bühne den dritten Schleier lüftete, wandte sich Ellie Cullen an Finley Jameson neben ihr.

»Wie findest du sie?« Sie hob neckisch die Augenbraue.
»Und natürlich die Show.«

»Ich muss sagen, sie ist wirklich hübsch.« Das dunkelhaarige Mädchen auf der Bühne, dessen Hautfarbe sich irgendwo zwischen oliv- und kaffeebraun bewegte, war tatsächlich eine Schönheit, doch er wollte sich gegenüber Ellie nicht allzu überschwänglich zeigen. »Aber nicht hübscher als andere hier im Saal. Und was den Auftritt betrifft, kann ich dir ebenfalls nur zustimmen. Die künstlerische Note gleicht die etwas gewagte Präsentation aus, macht sie geschmackvoller.«

Jameson vermutete, dass das Mädchen italienischer oder spanischer Herkunft war, doch sie war dunkel geschminkt, um der Salome-Figur zu entsprechen, die sie verkörperte. Die Augenwinkel waren mit einem Lidstrich betont, um ihr eine exotische Note zu verleihen.

Das zustimmende Gemurmel des fast ausschließlich männlichen Publikums zeigte, dass die Tänzerin mit ihrer sinnlich-exotischen Darbietung die gewünschte Wirkung erzielte.

»Diese Shows sind für solche Mädchen eine gute Chance«, bemerkte Ellie. »Ein Ausweg aus der Sackgasse, wenn du's so nennen willst.«

»Ich weiß nicht recht.« Jamesons Augen blieben auf das Mädchen geheftet, das soeben seinen vierten Schleier ablegte und eine Brust entblößte. Laute des Staunens ertönten aus dem Zuschauerraum. Die Tänzerin trug keine Pailletten zur Bedeckung der Brustwarzen, wie es bei vergleichbaren Shows üblich war. Als Ellie sich erwartungsvoll zu ihm umdrehte, wies er auf die Bühne. »Ihre Darbietung ist zwar nicht ohne künstlerische Note, hebt sich aber nicht allzu sehr von dem ab, was in der Bowery und im Tenderloin geboten wird, wo die Mädchen regelmäßig nackt in Separees tanzen.«

»Ach, komm, Finley. Du weißt genauso gut wie ich, dass das nur Fleischmärkte sind. Die Mädchen zeigen, was sie zu bieten haben, als Vorspiel zum Beischlaf. So weit gehen sie hier aber nicht.«

Finley deutete mit einem Kopfnicken zu den vier oder fünf Mädchen, die auf Interessenten im Publikum warteten. »Da wage ich zu widersprechen. Die meisten Mädchen hier tun gewiss mehr als tanzen.«

Ellie schüttelte den Kopf. »Aber jetzt haben sie wenigstens eine Wahl, Finley. Vor sechs Monaten wäre Nadine genauso auf Kundenfang gegangen wie diese Mädchen hier, wenn sie nicht in einer Konservenfabrik oder als Lumpensammlerin hätte arbeiten wollen. Sie hat einige Monate an ihrer Tanzshow gearbeitet und sich damit eine neue Möglichkeit eröffnet. Und je mehr Clubs wie dieser aufmachen, desto mehr Mädchen werden eine solche Chance bekommen.« Ellie deutete zur Bühne, wo Nadine ihren fünften Schleier lüftete und die zweite Brust sowie

ihren glatten braunen Bauch entblößte. Er war eingölt und glitzerte im Schein der Bühnenbeleuchtung. »Und das Beste ist: Es macht ihr Spaß.«

Finley zögerte einen Moment und nickte schließlich. »Das mag sein. Trotzdem ist sie nur einen Schritt von den anderen Mädchen entfernt. Sie genießt nicht die Sicherheit, wie sie Frauenhäuser wie das Beth Jacobs bieten.«

Ellie verfiel in Schweigen. Das war also der Kern von Finleys Einwand. Vor etwa einem Jahr, während der Ermittlungen im »Ripper«-Fall, hatte er sie unter seine Fittiche genommen, ihr Lesen und Schreiben beigebracht und ihr geholfen, an ihrer ungeschliffenen Ausdrucksweise zu arbeiten. Vor vier Monaten hatte er ihr das Beth-Jacobs-Frauenhaus gezeigt und sie darauf hingewiesen, dass sie mit ihrer Vorgeschichte bestens geeignet sei, Mädchen mit ähnlicher Vergangenheit zu helfen, von der Straße wegzukommen. Ellie ergriff die Gelegenheit mit Freude. Ein junges Kindermädchen kümmerte sich um ihren zweijährigen Sohn Sean, während sie in der wohltätigen Einrichtung arbeitete. Doch vielleicht sah Finley es nun als eine Art Wettstreit, was der bessere Weg zur Rettung dieser Mädchen sei.

»Ich weiß es wirklich zu schätzen, was du für mich getan hast, Finley, aber die Situation ist doch für jedes Mädchen anders. Und bei allem Respekt, das Beth-Jacobs-Haus ist keine Dauerlösung. Diese Mädchen können nicht ewig von der Wohlfahrt leben. So etwas kann nur eine kurzfristige Hilfe sein, um das Leben selbst in die Hand zu nehmen.«

Finley musste zugeben, dass Ellie damit recht hatte. Die Frage war nur, welche Möglichkeiten sich den Mädchen boten, um ihr Leben in die Hand zu nehmen. Wenn die Arbeit zu hart oder zu schlecht bezahlt war, würden sie vielleicht wieder in die Prostitution abgleiten. Die Chancen für junge Mädchen waren rar, deshalb sollte er der Möglichkeit, die er hier vor sich sah, vielleicht etwas aufgeschlossener gegenüberstehen. Eine Tänzerin wie diese bewegte sich wahrscheinlich irgendwo zwischen einem Broadway-Showgirl und einem Freudenmädchen. Er lächelte verkniffen.

»Ich möchte dich ja nur ersuchen, diesen Club um Himmels willen nicht zu erwähnen, wenn du nächste Woche vor dem Beth-Jacobs-Komitee sprichst. Damit würdest du dir die endgültige Aufnahme zunichtemachen.«

»Was? Glaubst du etwa, die Mitglieder, die in der Temperenz-Bewegung aktiv sind, würden es nicht gutheißen?« Sie hob herausfordernd die Augenbraue und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu, als die Zuschauer plötzlich den Atem anzuhalten schienen.

Als Nadine den sechsten Schleier lüftete, war für einen Moment zu sehen, dass sie keine Unterwäsche trug und ihre Scham nicht einmal von Pailletten oder einem hauchdünnen Gazeschleier bedeckt war, wie es in anderen Shows üblich war. Sie war auch zwischen den Beinen eingölt, sodass ihre Scham bei bestimmten Bewegungen für einen Moment im Licht schimmerte. Das Publikum war wie gebannt.

Ellie fühlte sich plötzlich unwohl – aber nicht wegen der Darbietung auf der Bühne oder Finleys möglicher Reaktion darauf, sondern weil sie das Gefühl hatte, aus dem Zuschauerraum beobachtet zu werden. Als wäre ein einziges Augenpaar nicht auf die Bühne gerichtet, sondern auf sie. Sie blickte sich rasch um, konnte jedoch niemanden erkennen, der sie anstarrte. Entweder hatte sie es sich nur eingebildet, oder der Betreffende hatte den Blick schnell abgewandt. Das gleiche Gefühl hatte sie jedoch in den letzten Wochen schon mehrmals gehabt – etwas, das sie seit den Tagen der Ripper-Morde vor einem Jahr nicht mehr erlebt hatte.

»Wie, hast du gesagt, nennt man diese Art von Show?«, fragte Finley.

»Ähm ... eine Burlesque.« Ellie warf einen letzten prüfenden Blick in die Menge und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Bühne, wo Nadine den letzten Schleier von ihrem Schenkel zog und über den Körper streichen ließ, während sie ihren Tanz zu Ende brachte. »Aber es treten nicht nur Tänzerinnen wie Nadine auf, sondern auch Komödianten, Magier und Jongleure.«

Finley nickte. Als sie gekommen waren, hatten sie noch das Ende einer frechen komödiantischen Einlage gesehen, bevor Nadine mit ihrem Tanzprogramm begann.

Doch während Nadine zum Höhepunkt ihrer Darbietung gelangte, sich klein machte und dabei ihren Schleier hoch in die Luft wirbelte, womit sie sich dem Publikum für eine Sekunde völlig nackt zeigte, ehe sie den Schleier wieder zwischen ihre Schenkel zog, wurde Jameson von

Geräuschen im hinteren Bereich des Zuschauerraums abgelenkt.

Er glaubte, seinen Assistenten Lawrence eintreten zu sehen, doch dann wurde ihm die Sicht verstellt, als sich die Zuschauer von den Plätzen erhoben und begeistert applaudierten. Warum war Lawrence so früh gekommen? Er sollte sie doch erst in etwa einer Stunde abholen.

Sekunden später erblickte er seinen Assistenten erneut in der Menge; er schien es eilig zu haben und kam in Begleitung von Dr. Tipley vom Bellevue-Krankenhaus, wie Jameson nun erkannte. Das verhiess normalerweise nichts Gutes: Wahrscheinlich war wieder ein Mädchen Opfer der mysteriösen Krankheit geworden.

Enzio Maccione nahm sich einen Moment, um das kleine Geschäft auf der anderen Straßenseite der Mercer Street zu betrachten. Über der Tür hing ein Schild mit Blattgoldprägung: *Faggiani's*. Darunter stand in kleineren Lettern: *Feinkost aus Italien und anderen Ländern*. Im Schaufenster waren Gläser und Dosen zu Pyramiden gestapelt, umrahmt von Salami und Mortadella, die an Schnüren von der Decke hingen. Maccione nickte anerkennend und überquerte die Straße.

Als er eintrat, bediente Anton Faggiani gerade eine Frau, deshalb sah er sich ein wenig um. Als die Kundin gegangen war, blickte Maccione zur Decke auf.

»Eine schöne Auswahl an Schinken haben Sie da.« An den Deckenbalken hingen mindestens dreißig Parmaschinken, die den Raum mit ihrem Aroma erfüllten.

»Sind die zur Dekoration, oder verkaufen Sie auch welche?«

Faggiani zuckte mit den Schultern. »Beides. Wir verkaufen vielleicht fünf oder sechs im Monat, lassen uns aber alle zwei Monate welche liefern, damit der Laden nicht zu leer aussieht.«

Maccione lächelte und begutachtete das Angebot in den Regalen.

»Als Student habe ich eine Woche in Parma verbracht, auf meiner Reise nach Florenz. Ah, Sie haben auch Pantaleo-Olivenöl hier. Das mag ich besonders gern.« Seine Augen fixierten die Flaschen, von denen nur noch zwei im Regal standen. »Wenn ich die nehme, bestellen Sie dann welche nach?«

»Ja, ich denke schon ...« Faggiani hielt nachdenklich inne. »Das Problem ist nur – ich weiß nicht, wann sie eintreffen werden.« Er zuckte entschuldigend mit den Achseln. »Es gibt leider oft Lieferschwierigkeiten. Zudem werden immer wieder die Ausfuhrzölle geändert.«

Maccione nickte wissend; tatsächlich wusste er mehr, als Faggiani ahnen konnte. Zum Beispiel, was Faggianis größte Sorge war, wenngleich er verstand, dass der Geschäftsmann nicht offen darüber sprechen wollte. Lieferschwierigkeiten und Ausfuhrzölle dienten ihm wahrscheinlich als Entschuldigung für seine wahren Probleme.

»Dann nehme ich nur eine Flasche. Ich sehe mich noch ein bisschen um, wenn Sie nichts dagegen ...«

Maccione brach ab, als die Türklingel bimmelte und ein junger Mann eintrat.

»Gerne. Entschuldigen Sie mich.« Er wandte sich dem Kunden zu.

Der Mann war Mitte zwanzig und gut gekleidet, mit grauem Anzug und schwarzem Bowler-Hut. Doch die abgenutzten Schuhe deuteten darauf hin, dass er Arbeiter war oder in einem noch rauerem Milieu zu Hause war. Er blickte sich kurz im Geschäft um.

»'nen hübschen kleinen Laden haben Sie da. Sehr ordentlich.«

»Danke.« Faggiani lächelte spröde. Der Mann sprach mit ausgeprägtem irischem Akzent. Faggiani hatte einige irische Kunden, die er jedoch alle kannte, und die wenigen in diesem jungen Alter waren für gewöhnlich Dienstboten oder Küchenmädchen in wohlhabenden Häusern. »Suchen Sie etwas Bestimmtes?«

»Gut gefüllt, wie's aussieht.« Der junge Mann überblickte die Regale, ohne auf Faggianis Frage einzugehen. »Viel besser bestückt als der letzte Laden, den ich mir angesehen hab und den ebenfalls Carlo Brugnera beliefert. Bianchi's in der Mott Street.«

Der junge Mann wandte sich abrupt dem Ladeninhaber zu, und Faggianis Mut sank. Ihm war schlagartig klar, worum es ging, er spielte aber vorsichtshalber den Ahnungslosen.

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen. Ich kenne Bianchis Geschäft nicht so gut.«

»Ich werde Ihnen sagen, was ich meine: Wenn Sie und Bianchi denselben Lieferanten haben – wie kommt es dann, dass Ihr Laden viel besser bestückt ist als seiner?« Er kniff die Augen zusammen. »Sagen Sie mir, wie kann das sein?«

Es bestand kein Zweifel mehr. Faggiani sank unter dem eindringlichen Blick des Mannes förmlich in sich zusammen. Der Fremde gehörte zweifellos Michael Tierneys Armee von Eintreibern und Vollstreckern an und tat wahrscheinlich seit seinem vierzehnten Lebensjahr nichts anderes, als Leute zu verprügeln und einzuschüchtern. Gut möglich, dass er auch schon den einen oder anderen ohne viel Federlesens getötet hatte.

»Wie gesagt, ich weiß es nicht«, stammelte Faggiani, und seine Stimme klang plötzlich klein, während ihm das Blut in den Schläfen pochte.

»Tja. Was wird Michael denken, wenn er erfährt, dass Brugnera Ihnen immer wieder mal 'nen Gefallen tut? Dass er Ihnen heimlich Waren zukommen lässt?«

»Das tut er nicht. Er ist ...«

»Das Schlimme dran ist, dass Michael seinen Anteil nicht kriegt.«

»Es ist nicht so, wie Sie denken.« Faggiani schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, warum Sie überhaupt kommen. Man hat uns versichert, uns in Ruhe zu lassen. In unserem Fall eine Ausnahme zu machen.«

»'ne Ausnahme? Glauben Sie, Michael verdient sein Geld damit, dass er Ausnahmen macht?« Der junge Mann beugte sich über den Tresen, und Faggiani roch seinen Bieratem. »Wer hat Ihnen so was gesagt?«

Faggiani war klar, dass es sich hier um eine vertrauliche Übereinkunft handelte. Um Zusicherungen, auf die er sich verlassen hatte, weil ihm bis heute niemand einen Besuch abgestattet hatte. »Sie sind der Erste«, platzte er heraus.

»Der Erste, der *was* tut?«

»Der erste von Tierneys Männern, der zu mir kommt.«

»Tatsächlich?« Der Mann packte Faggiani am Revers und zog mit der anderen Hand einen Schlagstock aus dem Gürtel. »Damit das klar ist: Ich werd' nicht der Letzte sein.«

Er versetzte dem Ladeninhaber einen harten Schlag auf die Schulter, und Faggiani krachte gegen die Vitrine hinter sich. Er wollte erneut zuschlagen, doch als er den Schlagstock hob, packte ihn jemand von hinten am Handgelenk.

Er drehte verdutzt den Kopf zu dem Mann, der wie aus dem Nichts aufgetaucht war: schlank, elegant, im mittleren Alter und dem Aussehen nach nicht übermäßig kräftig. Doch als sich der junge Mann loszureißen versuchte, wurde der Griff des anderen eisern. Er konnte seinen Arm keinen Zentimeter bewegen, war wie gelähmt und wurde im nächsten Augenblick so kräftig durchgeschüttelt, dass er den Schlagstock aus der Hand fallen ließ.

»So, mein Freund«, sagte Maccione. »Falls Sie die Absicht haben, noch einmal hier aufzutauchen, sollten Sie einen günstigeren Moment wählen.«

»Was geht Sie das an, wenn ich ...«

Die nächsten Worte blieben ihm in der Kehle stecken, als Maccione ihn mit der anderen Hand am Hals packte. Mit

stahlhartem Griff drückte er zu, sodass der junge Mann kaum noch atmen konnte. Er wollte protestieren, brachte jedoch nur einen würgenden Laut heraus.

Maccione verstärkte den Druck, zog den jungen Mann zu sich heran und hob ihn dann ein paar Zentimeter vom Boden empor. Die Augen des Mannes weiteten sich vor Staunen und Angst, und er stieß ein heiseres Japsen hervor.

»Wie gesagt – Sie sollten sich gut überlegen, wann Sie wiederkommen.« Maccione sah dem jungen Mann eindringlich in die Augen und hielt ihn fest, bis sein Gesicht blau anlief und sein verängstigter Blick am Rande der Bewusstlosigkeit zu flackern begann. Maccione lockerte seinen Griff und ließ ihn zu Boden sinken.

Der junge Mann lag einige Sekunden reglos da, seine Brust hob und senkte sich, während er gierig Atem holte.

Faggiani brauchte ebenfalls eine Weile, um sich zu erholen, wenn auch eher von seinem Staunen über das, was er soeben mit angesehen hatte, als von den Schmerzen des Stockhiebes. Er strich sich mit der Hand über die grauen Haare, während er die Situation zu begreifen versuchte. Unterdessen rappelte sich der junge Mann langsam auf, immer noch atemlos.

»Also ... danke«, stammelte Faggiani. »Ohne Sie wäre das hier vielleicht schlimm ausgegangen.«

»Nicht der Rede wert. Ich konnte doch nicht zusehen, wie dieser junge Taugenichts Sie angreift.« Maccione hob die Hand an seinen Bowler und lächelte. »Vor allem, wo Sie ein so hervorragendes Olivenöl verkaufen.«

Der junge Mann nutzte die Gelegenheit, um sich aus dem Staub zu machen.

»Das letzte Wort is' noch nicht gesprochen«, rief er, immer noch außer Atem, von der Tür zurück. Er drehte sich um und stieß beinahe mit einer Frau zusammen, die gerade das Geschäft betrat.

Sie sah dem jungen Mann nach, der schnell weglief, ehe sie sich an Faggiani wandte. An den Blicken, die sie wechselten, erkannte Maccione, dass sie sich kannten.

»Was ist passiert?«, wollte die Frau wissen.

»Einer von Tierneys Männern hat mir einen Besuch abgestattet. Dieser Mann ...«, er deutete auf seinen Retter, »entschuldigen Sie, ich kenne Ihren Namen nicht.«

Maccione zog eine Karte aus der Weste und reichte sie ihm lächelnd. »Enzio Maccione.«

Faggiani warf einen kurzen Blick auf die Karte. »... Mr Maccione hat mich freundlicherweise aus meiner misslichen Lage gerettet. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn getan hätte.«

»Wie gesagt, es war doch selbstverständlich zu helfen.« Maccione betrachtete die Frau genauer. Sie war ungefähr in seinem Alter, hatte dunkles Haar und ein breites, ausdrucksstarkes Gesicht mit großen Augen, die zugleich neugierig und verständnisvoll blickten. Maccione fand sie augenblicklich sympathisch. »Es freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs ...«

Maccione ließ den Satz in der Luft hängen und hielt ihr die Hand hin.